Die Bäuerin sank wie leblos in die Kissen zurück. Der Bauer und der Wastl wischten sich den Schweiß von der Stirn.

Der Arzt ordnete seinen Anzug und pustete dabei. „Diesmal", meinte er, „kost' 's halt zwanzig Mark, Obereckbauer, weil ich 's gar soviel schwer gehabt hab mit dem Einrenken. Bäuerin, sein S' vorsichtig! 's nächste Mal kost' 's Leben." Das einst so gute und liebe Weiberl nickte nur mit den Augendeckeln. Es war sehr vorsichtig.

Draußen vor der Tür packte der Arzt den Bauern am Rockknopf: „Obereckbauer, die reißt 's Maul net wieder auf. Bald hätt' ich mir die Daumen abbrochen vor lauter G'walt, damit 's ja recht weh tat!" Verständnisinnig drückten sich die beiden die Hand.

Der Arzt hat recht behalten. Die Bäuerin keift nicht mehr. Denn wenn sie sich einmal vergißt und den Mund aufreißen will, sagt der Obereckbauer nur: „Geh, Annamirl, wirst doch net d' Maulsperr' krieg'n wollen!"

Die Amerikanerin

Erzählung von Marie Resa Dreihann

Ludwig wandte sich um, sah der Dame nach. Es war kein Zweifel: Charlotte war da eben an ihm vorbeigegangen. Er kehrte um, folgte ihr. Natürlich war es Charlotte.

Sie war nicht zu verkennen.

Noch immer war große Einfachheit das Bestimmende ihrer äußeren Erscheinung, aber diese Einfachheit war gewählt, war zu Eleganz gesteigert. Es war eine Freude, hinter ihr herzugehen, sie anzusprechen, und das Licht des Erkennens über ihrem klugen Gesicht aufleuchten zu sehen, war eine noch größere Freude.

Sie tauschten Fragen und Antworten, standen im Strom der belebten Straße. Ludwig rettete sich Charlotte zu einer Erzählstunde in ein Café, und weil sie behutsame Menschen waren, begannen sie vorsichtig, packten wie Kinder die Häuser ihrer Spielzeugschachtel, die Häuser der Vaterstadt wieder aus, erzählten von Gärten, von Menschen und Schicksalen.

Was Ludwig in den letzten Wochen an Aerger bedrängt, mit Unruhe und Erwartung erfüllt, war vergessen. Aus dem gemeinsamen Erinnern heraus fragte er plötzlich ganz unvermittelt: „Und du, Charlotte?"

Charlotte sammelte sich und begann kurz entschlossen zu erzählen. Sie war in einem Büro tätig, hatte Arbeit, freie Zeit, Bekannte, Sportfreunde, Bücher, ein Heim. Sie wurde nicht fertig mit Aufzählen.

Schade, daß Charlotte nicht von Mann und Kind zu erzählen hatte, bedauerte Ludwig. Aber — er fand sein Bedauern eigentlich ganz unnötig. Charlotte war ein prächtiger Mensch, das war die Hauptsache, und weil ihm an ihrer Anerkennung lag, begann auch er zu erzählen. Sein Unternehmen hatte ihn in leitender Stellung in diese Stadt versetzt; er wurde nun endlich seßhaft, dachte daran, sich einen Hausstand zu gründen, war seit zwei Jahren mit einer Amerikanerin verlobt.

„Mit einer Amerikanerin?" Charlotte fragte es ein wenig befremdet.

Nun ja, mit einer Amerikanerin. Er hatte sie auf einem Schweizer Wintersportplatz kennengelernt, wollte ihr in Raschheit des Entschlusses nicht nachstehen, die Verlobung war zustande gekommen. Die zwei Jahre der vereinbarten Frist waren um, die Hochzeit festgesetzt. Es fehlte bloß die Wohnung.

Die würde sich finden lassen, tröstete Charlotte.

„Ja, wenn du mir helfen würdest, Charlotte."

Charlotte sagte kurz entschlossen zu. Es war doch wirklich nichts zwischen ihr und Ludwig gewesen als das bißchen gemeinsame Jungsein. Wenn sie zusammen manchmal durch die Felder gegangen, hatten sie nicht anders miteinander gesprochen als im Schatten der Häuser. Das Zarte, Unausgesprochene war verweht und vergessen. Was Ludwig verlangte, war nichts von dem, was Charlotte an Leben und Schicksal zu vergeben hatte. Sie hatte auch gerade Zeit, ihr Urlaub war erst im September fällig, Freunde und Bekannte auf Reisen.

„Wenn Daisy selbst hier wäre, sie hätte natürlich bald eine Wohnung!" seufzte Ludwig und legte Charlotte Wohnungsadressen vor, die er aus Vermittlungsbüros geholt hatte.

Charlotte war in der Zwischenzeit auch nicht müßig gewesen. Sie hatte allerlei ausfindig gemacht, breitete den Stadtplan auf dem Tischchen des Gartenrestaurants aus und suchte nach den angegebenen Gassen. Die Wohnungen lagen meist in den neuen Gartenvorstädten; man fuhr durch den Sommernachmittag hinaus, stieg an der Endstation der Straßenbahn aus, ging an neuangelegten Gärten vorbei, in die hübschen, hellen Häuser hinein.

Da war eine Behausung, die Charlotte gut gefiel.

„Daisy fände sie zu puppenhaft", erledigte Ludwig die kleine Wohnung. Man kehrte nach der Stadt zurück, machte noch einen Abendgang durch einen sommerlichen Park. Ludwig erzählte. Charlotte hörte zu, tat auch hier und da einmal eine kluge, anregende Frage. Man trennte sich vor Charlottes Wohnung.

Am nächsten Morgen rief Ludwig Charlotte an. Das Wohnungsamt hatte neue Adressen geschickt, ob sie am Nachmittag mitgehen wolle. Sie fuhren wieder in die Neustädte mit den wohnlichen Häusern und dürftigen Gärten. Sie standen in sonnigen Zimmern und ließen sich von der Zweckmäßigkeit verschiedener Neueinrichtungen erzählen, und Ludwig sagte: „Daisy stellt sich das wahrscheinlich so und jenes so vor."

Er kritisierte und fuhr schließlich mit Charlotte davon. Weil der Tag besonders heiß war, ging man noch in ein Gartenrestaurant. Diesmal erzählte Charlotte, und es stellte sich heraus, daß sie ihre Sache gut verstand. Ludwigs morgendlicher Anruf wurde Charlotte zu einer lieben Gewohnheit.

Sie erschrak eines Nachmittags, als Ludwig das Geeignete gefunden hatte.

„Findest du nicht auch, daß diese Wohnung die richtige ist?"

„Ja, ich finde es auch", sagte Charlotte leise und ruhig.

Ludwig begann auszumessen; über die Möbel war man sich mit Daisy längst einig.

Charlotte sah Ludwig zu, ihr Blick folgte ihm, sie drehte sich ein wenig steif, der Kopf war ihr wie benommen; es war zu heiß draußen. Sie fuhren nach der Stadt. Ludwig mußte nach Hause; er wollte Plan und Brief an Daisy schicken.

Charlotte ging nach Hause, saß im Dunkeln in ihrem Zimmer. Starr wie eine Steinfigur saß sie da; das Dunkel hatte alle Farben und alle Vertrautheit des Raumes gelöscht. Charlotte saß, bis die Müdigkeit ihre Glieder löste und der Schlaf sie überfiel.

Ludwig rief sie am Morgen wieder an. Wenn man nicht Wohnung suchen mußte, konnte man sich doch einmal einen Ausflug gönnen. Was Charlotte dazu meine?

Sie sagte zu. Warum hätte sie auf das Beisammensein mit Ludwig verzichten sollen? Sie ging mit ihm wie früher durch die Felder, jetzt durch die Ausflugsorte der Umgebung, und wie früher die alten Gassen, so konnten die andern Ausflügler jetzt die Worte hören, die sie miteinander wechselten.

Eines Morgens rief Ludwig nicht an. Charlotte telephonierte und erhielt die Antwort, Ludwig habe Nachrichten, die ihn veranlaßten, sich freizunehmen.

Charlotte hängte den Hörer ab — sie wankte. Die Amerikanerin war statt eines Briefes selbst gekommen.

Charlotte setzte sich auf einen Stuhl; sie weinte nicht, ihre Traurigkeit war so groß, daß sie keine Träne hatte. Ludwig — was stellte sie für Ansprüche an ihn? — War ihr Recht an das Dasein nicht mit ihm verknüpft? Jetzt war alles vorbei. Sie sagte sich das und vermochte doch nicht aufzustehen und an den Schreibtisch hinüberzugehen. Sie saß, bis an ihre Tür geklopft wurde und Ludwig hereintrat.

Bestürzt sah er aus, unbeherrscht war sein Gesicht.

„Charlotte, es ist nichts mit der Wohnung; Daisy hat abgeschrieben — alles ist ihr zu klein und dauert zu lange."

Ludwig redete abgerissen, heiser. Charlotte hatte den Kopf erhoben. „Was ist weiter?"

„Aus ist es." Er sah sie unsicher an. „Charlotte, ich denke, wir suchen heute nachmittag gleich eine andere Wohnung. Für dich ist vielleicht leichter eine zu finden."

Da begann es auf Charlottens Gesicht zu wetterleuchten; sie weinte, weinte vor lauter Glück.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 3 **11. Januar 1933** **7. Jahrgang**



Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

8. Fortsetzung

„Es ist eine Probe, aus der ich schließe. Uebrigens, heute hat sich schon jemand über Sie beschwert! Sie wissen doch . . .?"

„Ich weiß! Herr Petersen. Er ist ein Flegel, und ich wehre mich gegen Männer dieses Schlages."

„Das sollen Sie auch! Ich verlasse mich ganz auf Sie! Ich mag kleinlichen Kram nicht. Scheinbar ist Ihnen Petersen quer gekommen, und Sie haben ihm Bescheid gesagt."

„So ist es! Mit meiner Arbeit hat das nicht das geringste zu tun."

„Erledigt! Sollte Petersen noch einmal kommen, werde ich Sie zu mir bitten."

„Ja, Herr von Hollerbek!"

Damit verabschiedete sie sich.

* * *

Toni war ehrlich müde und schlief in ihrem kleinen Zimmer wundervoll. Früh erwachte sie gegen sieben Uhr, nahm ein kaltes Bad im Bäderwagen, kleidete sich eilig an und ging dann in die Kantine, wo sie Kaffee trank und ein Brötchen aß.

Der Koch umsorgte das Mädel wie eine Tochter.

Ganz stolz war er auf die schneidige Sekretärin. Im Vorbeigehen drückte er ihr verstohlen einen Zettel in die Hand, auf dem stand, was die Küche gestern noch geliefert erhalten hatte.

Toni verweilte nicht lange in der Kantine. Ein tüchtiger Packen Arbeit, noch unerledigt von Markolf, wartete auf sie.

Da waren noch Versicherungsmarken zu kleben. Lohnsteuern mußten abgeführt werden und verschiedenes andere. Mit Feuereifer machte sie sich daran.

Gegen Mittag war sie auch damit fertig.

Die Kassierer brachten die Einnahmen bis um zwölf Uhr. Der Wagen fuhr Toni auftragsgemäß nach der Deutschen Bank.

Dort sah sie vor sich am Schalter den langen Petersen.

Er legte gerade achthundert Mark ein. Toni stutzte. Achthundert Mark! Das gab zu denken. Petersen bezog ein Gehalt von dreihundertundfünfzig Mark und mußte sich selber verpflegen. Konnte er dabei soviel erübrigen?

Tonis Mißtrauen wuchs.

Petersen ging, ohne sie gesehen zu haben. Toni erledigte die Einzahlungen und verließ die Bank. Als sie zum Autoreten wollte, stutzte sie.

Petersen stand am Wagen und sagte zu dem Chauffeur: „Fahren Sie mich in die Königgrätzer Straße!"

Verwirrt stammelte der Chauffeur: „Ja, aber . . . ich . . ich muß doch Fräulein Hardenberg!"

„Fräulein Hardenberg soll die Straßenbahn benutzen!" kommandierte Petersen.

Das hörte das Mädchen und das zweite Renkontre mit Petersen stieg. Es war wesentlich kürzer. Toni schritt an dem Einkäufer vorbei, riß den Schlag auf, und im Nu saß sie im Wagen und rief dem Chauffeur zu: „Es kann losgehen!"

„Den Wagen brauche ich!" schrie Petersen. „Fahren Sie mit der Straßenbahn!"

„Belästigen Sie mich nicht!" entgegnete Toni nicht minder laut. „Sonst bin ich gezwungen, einen Schupo zu rufen!"

Das wirkte. Petersen, puterrot im Gesicht, zog sich zurück, denn die Passanten blieben schon stehen.

Der Chauffeur gab Gas und der Wagen rollte ab.

* * *

Alles ging Toni flott von der Hand. Gegen drei Uhr war sie mit ihrer Arbeit fertig und hatte buchstäblich allen Rückstand von früher aufgearbeitet.

Sie saß nicht lange müßig, sondern schloß Tresor und Wagen ab, verließ das Büro, und ging in die Manege. Vorher hing sie noch ein Schild heraus: „Bin in der Manege!"

Dort sah man sie gern.

Die Kunstreiterfamilie übte. Die Artisten winkten Toni vom Pferde zu. Sie dankte und verfolgte aufmerksam ihre Arbeit.

In der Mitte der Manege quälte sich Bohne, der Clown, seinen Zwergponyferdchen ein neues Kunststück beizubringen, aber es wollte nicht klappen.

Toni war das Ganze nicht recht klar. Sie fragte den Clown, was er eigentlich von den Tieren wolle.

Bohne machte ein betrübtes Gesicht. „Das sehen Sie nicht, Fräulein?"

„Nein! Das ist nicht zu erkennen!"

Da erklärte ihr Bohne, was er beabsichtige. Er wollte seine beiden Zwergponys zu einem Zweikampfe harmloser Art bringen, und zwar, daß beide mit ihren Hinterteilen

gegeneinander losgingen, und eines das andere versuchte, den Gegner fortzuschieben.

„Ich verspreche mir eine großartige Wirkung!“ meinte Bohne. „Aber sie wollen nicht kapieren Ich werde es heute lassen und mit Klütz den Musikalakt einstudieren.“

Er führte die Tiere nach den Ställen und kam mit Klütz bewaffnet mit Saxaphon und Teufelsgeige, zurück.

Gemeinsam probierten die beiden jetzt eine Szene, die zwerchfellerschütternd war.

Sogar die Kunstreiterfamilie unterbrach ihre Arbeit.

Diener legten dann in der Mitte der Manege die Parkettafeln aus. Li wollte mit ihrer Gruppe proben.

Bald erschien sie, gefolgt von den Girls. Als sie Toni erblickte, fuhr sie das Mädchen gereizt an.

„Was stehen Sie hier herum, Fräulein? Der Schauplatz ihrer Tätigkeit ist der Bürowagen!“

Toni war im ersten Augenblick so überrascht, daß sie kein Wort wortlos anstarrte. Dann aber faßte sie sich. Sagte kein Wort und lächelte.

Das brachte die Tänzerin, die aus irgend einem Grund heute schlechter Laune war, erst recht aus der Ruhe.

„Was wollen Sie hier? Haben Sie nichts zu tun?“

Toni nahm alle Frechheit zusammen: „Das geht Sie einen Schmarren an!“

„Wie meinen Sie?“ fuhr sie empört auf.

„Das geht Sie nichts an! Ich mache meine Arbeit, tun Sie die Ihre!“

„Ich werde mich über Sie beschweren!“

„Wegen was denn? Daß ich hier stehe und Ihnen zuschaue? Das hat mir Herr von Hollerbek erlaubt! Meine Arbeit ist getan!“

„Ihre Gegenwart stört mich!“ sagte die Tänzerin nervös „Merken Sie nicht, daß Sie mir auf die Nerven fallen? Ziehen Sie sich zurück!“

„Wenn Sie mich schön bitten!“

„Ich Sie bitten? Ich . . . Sie kleines Büromädel?“

Toni amüsierte sich. Sie war keine übelnehmende Natur sie machte sich innerlich über Li lustig. Das gesunde, frische Mädel fühlte sich der sensiblen Frau überlegen.

Es war seltsam. Li, sonst die Ruhigste, wurde immer nervöser.

„Gehen Sie schon, gehen Sie schon! Stören Sie meine künstlerische Arbeit nicht!“ drängte die Tänzerin.

„Ich werde Ihnen den Gefallen tun, Fräulein!“ Toni sah sie mit einem spitzbübischen Lächeln an, schlenderte aus der Manege, und dazu pfiff sie halblaut die wunderhübsche Melodie des bekannten Liedes vor sich hin, dessen Text beginnt: „Schier dreißig Jahre bist du alt, hast mancher Sturm erlebt!“

Li wunderte sich, daß plötzlich die beiden Clowns unter Lachen ihre Instrumente absetzten und sich ansahen. daß ihr Mädels sich vielsagende Blicke zuwarfen und leise kicherten

„Was gibts?“ fuhr Li ein ihr zunächst stehendes Girl an

„Ach . . . ich . . . ich mußte so lachen! Fräulein Hardenberg . . . als sie pfiff . . . das hörte sich so drollig an!“

„So? Drollig? Ich werde euch das Drollige abgewöhnen meine Lämmer! Was hat sie denn gepfiffen?“

Die Mädels zuckten scheinheilig die Achseln.

Die Clowns aber intonierten sofort die Melodie auf ihren Instrumenten.

„Was spielt ihr?“ fauchte Li die beiden an.

„Ach!“ sagte Amandus Klütz harmlos, „dat ist ein altes Volkslied: Schier dreißig Jahre bist du alt, hast mancher Sturm erlebt!“

Li hatte sofort begriffen, ihr schönes Gesicht verzerrte sich

„Das ist eine Gemeinheit! Das lasse ich mir nicht bieten Fräulein . . . Fräulein!“

Toni war schon zum Ausgang hinaus, kam aber doch noch zurück.

„Bitte schön!“

„Ich werde mich beschweren! Sie sind ein ganz unverschämtes Frauenzimmer. Ich werde dafür sorgen, daß Sie mich nicht mehr mit Ihrer Gegenwart belästigen!“

Noch immer stand Toni stumm lächelnd am Eingang der Manege, plötzlich aber rief sie:

„Aber Mamachen, warum denn so aufgeregt?“

Die Antwort saß. Li stand blaß und keines Wortes mächtig, wie eine Statue da.

Toni aber drehte sich ruhig um und ging.

„Nun folgte ein Weinkrampf der schönen Li, die kaum zu beruhigen war. Bis Markolf kam. Dem klagte sie ihr Leid, beschwerte sich heftig über Toni Hardenberg.

Markolf schüttelte verwundert den Kopf.

„Ich werde sofort mit Fräulein Hardenberg reden!“

„Und sie entlassen! Nicht wahr, du versprichst mir, daß du sie entläßt?“

„Ich muß erst hören, was los ist!“

„Aber ich habe dir doch alles erzählt!“

„Schon richtig! Ich muß noch mit Vater sprechen. Ich werde sehen, wie sich alles arrangieren läßt!“

Markolf redete Li noch gut zu, dann suchte er Toni im Büro auf. Er hatte die Absicht, gleich energisch zu werden und ihr Vorhaltungen zu machen, aber als sie ihn mit ihren klaren Augen so ruhig und freundlich ansah, da vermochte er es nicht.

Markolf nahm an Tonis Seite Platz und sagte: „Warum haben Sie Li beleidigt, Fräulein Hardenberg?“

Sie zuckte die Achseln. „Herr von Hollerbek, wenn mich jemand schlägt, dann schlage ich zurück.“

„Hat Sie Li wirklich gekränkt?“

„Ja, und ohne allen Grund! Ich will es Ihnen erzählen.“

Hollerbek hörte ihr ruhig zu, und als sie geendet hatte schwieg er.

„Sind Sie mir böse, Herr von Hollerbek?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein . . . ich kenne Li zu genau ich weiß, daß sie sehr unbeherrscht sein kann. Ich vermag Ihnen nicht einmal einen Vorwurf zu machen.“

„Wenn Sie wünschen, daß ich Fräulein Li aus dem Wege gehe, tue ich es gern.“

„Es wäre mir lieb!“

„Sagen Sie ihr nur, daß Sie mich tüchtig zurechtgestutzt haben. Das wird sie sicher beruhigen.“

Markolfs gute Laune kehrte bei den burschikosen Worten Tonis wieder.

„Soll ich das wirklich?“

„Aber warum denn nicht? Mir schadet es ja nichts. Noch eine Frage . . . gibt es hier im Zirkus noch mehr solche Klippen? Ueber zwei bin ich jetzt schon gestolpert. Die erste war der famose Herr Petersen, die zweite Fräulein Li.“

„Ich glaube nicht, daß Sie mit den anderen Differenzen haben werden. Unsere Leute sind im allgemeinen sehr nett und durchaus verträglich. Die Artisten können Sie überhaupt gut leiden.“

„Das fühle ich, und es macht mir Freude.“

Markolf sah Toni eine Weile prüfend an. „Warum haben Sie Li . . . Mamachen tituliert? Wie kommen Sie gerade zu der Bezeichnung?“

„Weil Li mit mir so kommandierte und stets eine Schar „Kinder“ befehligt.“

„Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Einundzwanzig Jahre und einen Monat!“

„Sie sehen nicht älter als achtzehn Jahre aus!“

„Danke!“

„Wie alt schätzen Sie Li?“

Gespannt sah er sie an.

„Fräulein Li schaut aus wie fünfundzwanzig Jahre. ist aber mindestens dreißig alt, es können auch noch zwei bis drei Jahre mehr sein.“

Markolf war sichtlich erschrocken.

„Aber ich bitte Sie!“

„Diese Antwort wird Ihnen jeder geben, Herr von Hollerbek. Sie ist nicht vom Groll diktiert. Sie sind gewiß wesentlich jünger als Fräulein Li.“

„Li ist . . . vierundzwanzig Jahre alt,“ sagte Markolf und hatte dabei das Gefühl, zu lügen.

„Das ist ja schließlich Nebensache, Herr von Hollerbek. Fräulein Li ist eine ausgezeichnete Künstlerin, der alle Hochachtung meinerseits gilt. Was besagen da ein paar Jahre? Sie wird sicher noch in zwanzig Jahren eine reizende Frau sein. Vielleicht kann sie auch einmal einen Mann recht glücklich machen.“

„Das geht auf mich, Fräulein Hardenberg. Man hat Ihnen erzählt, daß ich . . .!“

Toni schüttelte den Kopf. „Nein, man hat mir nichts erzählt. Ich habe nur Augen im Kopf, die klar sehen.“

„Und was sehen Ihre Augen?“

„Daß Sie Fräulein Li lieben!“ entgegnete Toni und wurde dabei ein wenig rot.

Markolf ging es nicht anders.

„Es ist so,“ gab er zu.

„Ich verstehe das, Herr von Hollerbek. Schöne Menschen zieht es zueinander.“

„Fräulein Hardenberg . . .!“

Toni lachte. „Sie dürfen sich nicht geschmeichelt fühlen, Herr von Hollerbek, wenn Ihnen jemand die Wahrheit sagt. Schönheit kann eine Gnade sein. aber oft ist sie das Gegenteil, wenn nicht daran gedacht wird, daß sie ein Geschenk der Natur ist. Erworben hat sie keiner. Sie wurde ihm mitgegeben. Wer sich das vor Augen hält. der wird nicht eitel. Und Sie sind gewiß nicht eitel!“

Da hatte auch Markolf sein Lachen wiedergefunden.

„Eitel? Nein, das war ich nie und hoffe es nie zu werden. Auf meine Arbeit als Artist . . . auf die bin ich ein wenig stolz!“

„Auf die dürfen Sie sehr stolz sein!“

So endete die Unterredung

Die sich anschließende Aussprache zwischen Li und Markolf verlief weniger harmonisch.

Li verlangte kategorisch die Entlassung Tonis, und Markolf weigerte sich. Daraufhin erklärte Li, nicht mehr auftreten zu wollen.

Markolf ging zu seinem Vater.

* * *

Das Bürotelephon klingelte.

„Bitte kommen Sie zu mir, Fräulein Hardenberg!“ hörte Toni des alten Herrn Hollerbeks Stimme. „Bringen Sie Stenogrammblock und Bleistift mit.“

„Sofort, Herr von Hollerbek!“

Toni nahm Block und Stift, schloß Tresor und Wagen ab und begab sich in den Wohnwagen des Chefs.

Sie fand einen schlanken, eleganten Herrn in den Vierzigern bei ihm. der ihr als Hypnotiseur Wolff vorgestellt wurde.

„Herr Wolff wird von übermorgen ab bei uns arbeiten. Ich will Ihnen den Vertrag diktieren. Schreiben Sie, bitte!“

Toni nahm das Stenogramm auf. Während sie schrieb, hatte sie das Gefühl, als wenn sich plötzlich eine unbekannte Macht ihrer bemächtige und ihr Denken lähme.

„Schreiben Sie diesen Vertrag,“ sagte Hollerbek, und bringen Sie ihn dann sofort zu mir.“

Toni ging, aber nach wenigen Minuten schon kam sie entsetzt zurück. Bleich und verängstigt stand sie in der Tür.

(Fortsetzung folgt)

Die heilsame Maulsperre

Eine lehrreiche Geschichte von Alois Brunner

Als der Toni um die Annamirl warb, müssen die Zeiten und mit ihnen auch die Menschen weit besser gewesen sein als heute. Denn der Obereckbauer — so heißt der Toni, seitdem er den Hof hat — erzählte oft genug vom siebten Glas Bier an mit einem wehmütigen Augenaufschlag, wie nett und hübsch die Annamirl gewesen sei, bevor er die größte Dummheit seines Lebens beging und das Mädel heiratete: „An Drachen hab' i mir ins Haus g'holt, und damals hab i mir denkt, es tät halt ein gut's und lieb's Weiberl geben.“

Leider war von dem guten und lieben Weiberl nichts mehr übrig geblieben. Man konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß die Obereckbäuerin einmal jung und nett gewesen sein sollte. Denn jetzt stemmte sie die Fäuste in die feisten Hüften und keifte den ganzen lieben langen Tag im Hof herum, daß alle die Ohren hängen ließen und einen großen Bogen um die Bäuerin machten. Und der Obereckbauer selbst suchte, so oft es nur ging, Trost im Bierglas.

Wenn er dann spät nachts ein wenig schwankend nach Hause kam, ging es ihm freilich um so schlechter. Er bestritt zwar ganz entschieden, bei solchen Gelegenheiten Bekanntschaft mit Besen oder Melkschemel gemacht zu haben, aber daß er dann oft eine halbe Stunde lang widerstandslos das Gekeif der Bäuerin über sich ergehen lassen mußte, konnte er mit dem besten Willen nicht ableugnen.

Auch heute abend war diese reichlich einseitige eheliche Unterhaltung im Gang. Aber sie nahm ein merkwürdig rasches und unerwartetes Ende. Denn plötzlich verstummte der schrille Redefluß der Bäuerin, und ein paar Minuten später hörten die neugierigen verspäteten Gäste aus dem „Löwen“ den merkwürdig nüchternen Bauern unter der Haustür zum Jungknecht sagen: „Mach' zu, daß D' zum Doktor kommst, Wastl. Sagst 'm, der Bäuerin tät's Maul aufsteh'n und wollt' nimmer zugeh'n.“

Die Lauscher sahen sich verdutzt an: Die Maulsperre hatte die Obereckbäuerin bekommen vor lauter Keifen! Das gab ja eine Gaudi, wie man sie im Dorf noch nicht erlebt hatte. Den Spaß mußte man sich ansehen, damit man zu Hause der Frau sagen konnte, wie gefährlich es doch sei, das Maul soweit aufzureißen, weil der Mann ein bisserl lang im „Löwen“ blieb.

So waren plötzlich noch sechs andere Leute im Zimmer, als endlich der Doktor kam und sich die Obereckbäuerin ansah. Die ließ vor Wut und Schmerz die Augen rollen, und es sah wirklich aus, als wollte sie den Bauern fressen. Dem Arzt fiel es ein wenig schwer, ein ernstes Gesicht zu machen, und so beeilte er sich bei der Prozedur, faßte der Bäuerin mit beiden Händen hinter den Unterkiefer und drückte. Das einst so liebe und gute Weiberl fauchte einen Augenblick schmerzhaft durch die Nase, der Unterkiefer knackte ein wenig, und alles war wieder in Ordnung.

Begreiflicherweise mußte sich die Obereckbäuerin erst durch einiges Wackeln mit dem Kinn und durch Befühlen davon überzeugen, ob der Sprechapparat wieder funktionierte. Diese kurze Atempause benutzte der Arzt, um sie zu mahnen: „Heut' is alles noch gut ganaen. Obereckbäuerin. Aber i rat Eahna. retzen S' 'n Mund net wieder so weit auf, 's könnt' g'fährlicher werden.“

Dann steckte er die fünf Mark ein, die ihm der Bauer bot, und verschwand. Mit ihm die mitleidigen Zuschauer, denen die Operation nur nicht lang genug gedauert hatte. Nächtliche Stille senkte sich über den Obereckbauernhof.

Sie währte leider nur ein paar Minuten, vielleicht eine Viertelstunde. Soweit wie bei der Bäuerin die Erinnerung an den kurzen Schmerz von vorhin reichte. Das neue Gewitter zog mit dumpfem Grollen unter der ehelichen Bettdecke herauf: „Toni, z'wegen was hast Du die Mannsbilder mit 'neing'lassen in d' Stub'n?“ Das Wetter war noch nicht schwer genug, um den Schlaf des Bauern zu stören. Deshalb kam ein stärkerer Donner: „Du Saufaus, Du! Hast Di wohl g'freut, daß i 's Maul nimmer hab zumachen können? Gelt, deswegen hast auch Deine Freunderln mitbracht! Schamen sollst Di, Du ausg'schamter Halodri, Du!“

Als auch dieser Donner den Bauern noch nicht geweckt zu haben schien, schlug es ein. So laut, daß der ganze Hof erwachte und — vom Obereckbauern abgesehen — mit lebhaftem Interesse dem Gekeif des einst so lieben und guten Weiberls zuhörte. Um eines solchen Spaßes willen konnte man schon ein paar Minuten gesundesten Schlafes entbehren.

Doch ganz plötzlich war wieder Stille. Und dann drang durch die unheimliche Ruhe des nächtlichen Hauses ein leises Röcheln und Stöhnen. Sollte den Bauern die Verzweiflung gepackt haben, daß er seinem Weib den Hals zudrehte?

Nein, ganz so schlimm war es nicht. Denn die Stimme des Bauern schallte jetzt durch das Haus: „Wastl, lauf zum Doktor. Sagst 'm, der Bäuerin tät halt scho wieder 's Maul aufsteh'n.“

Dieses Mal waren nur der Bauer und der Jungknecht im Zimmer, als der Arzt kam: „Was hab' i Eahna g'sagt! Aber freilich, a Frau weiß halt alles besser als wie der Doktor. Ja was denn? Hat döss weh tan?“

Die Bäuerin konnte ja nicht antworten. Sie nickte nur mit dem Kopf und röchelte.

Da setzte sich der Arzt auf das Bett: „Ja, Bäuerin, da können S' nix machen. Diesmal tut's halt weher als vorhin. Obereckbauer, Sie packen den rechten Arm, und der Wastl nimmt den linken. So, jetzt kann 's losgeh'n!“

Der Arzt mußte während eines früheren Erdenwallens ein Henkersknecht gewesen sein. Er packte den armen Kopf der Bäuerin unter den Ohren, knetete und drückte, als wollte er Knochen und Muskeln zu Brei verrühren. Er kümmerte sich nicht um das Brüllen, das dem Wastl und dem Bauern die Haare zu Berge jagte; schließlich mußte der Doktor sagen: „Festhalten! Ihr seids doch keine kleinen Buben, wo nix vertrag'n können!“ Und dann meinte er in einer Atempause: „Ja, Bäuerin, z'weg'n was haben S' auch's Maul so weit aufg'rissen. I hab Eahna doch g'sagt, 's nächste Mal tät's g'fährlicher werden.“

Als nach endlosen zehn Minuten der Unterkiefer unvermittelt knackte, waren alle vier Beteiligten völlig erschöpft.